Kulturelle Begegnungen Appenzell Ausserrhoden - Vorarlberg

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **119 (1991)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kulturelle Begegnungen Appenzell Ausserrhoden–Vorarlberg

Eröffnung der Ausstellung «bekannt/unbekannt» im Palais Liechtenstein, Feldkirch, Kantonsratspräsident Werner Meier, Samstag, 16.11.1991

«Begegnung» heisst das Thema, das Motto, welches allen Veranstaltungen zugrundeliegt, die im Rahmen der 700-Jahr-Feier der Schweizerischen Eidgenossenschaft durchgeführt wurden. Damit ist natürlich *mehr* gemeint als Begegnungen in Festzelten, die als Erinnerung mit schnellem Verfalldatum nur Bierdunst, Bratwurstgeruch und platte patriotische Parolen übriglassen.

«Begegnung», wie es wirklich gemeint ist, wird begriffen als Voraussetzung, sich mehr als nur oberflächlich kennenzulernen. «Begegnung» soll heissen: Voneinander mehr erfahren, als man in Form von Clichévorstellungen aus zweiter und dritter Hand voneinander schon zu wissen glaubt. Mehr Information voneinander auf Gegenseitigkeit baut Vorurteile ab, mit denen es sich bequem leben und über den andern witzeln lässt:

Die Appenzeller, die kleinen, pfiffigen Leute mit dem lustigen Dialekt und ihren viereckigen Köpfen, die einen bekannten voralpinen Käse produzieren, dazu ein alpines Bittergesöff, die wortlos, aber tonreich jodeln (sprich: zauren), zwischendurch Streichmusik spielen, Kühe auf die Alp treiben und an die Landsgemeinde gehen, von wo sie einen gefüllten Biber nach Hause bringen.

Und dann die Vorarlberger: Keine richtigen Österreicher und doch keine Schweizer, die ein prima Skigebiet bewirtschaften, wo man überall warmen Apfelstrudel essen kann und das erst noch viel günstiger als in der Schweiz. In den Restaurants ist das Personal erstens noch einheimischer als bei uns und – zweitens – viel freundlicher. Ein glückliches Land zwischen Bodensee und Arlberg, vor der grossen Tunnelröhre, die viele schon für das Tor zum Balkan halten . . .

Um voneinander mehr zu erfahren, haben sich für die 700-Jahr-Feier fast alle Schweizer Kantone mit einem andern Kanton, meist über die Sprachgrenzen hinweg, als Partner zusammengeschlossen. Appenzell A.Rh. hat Kontakt in der Region, aber doch über Grenzen hinweg gesucht. Die vielfältigen Beziehungen, die – in unterschiedlichster Qualität – einst bestanden haben, legten es nahe, den gesuchten Partner im Bundesland Vorarlberg zu finden.

Das nächste liegt oft so fern, auch wenn wir schneller in Bregenz, Bezau oder Schruns sind als in Zürich, Bern oder Davos. Und das Nahe liegt oft auch fern, obwohl Wesensverwandtschaften mehr Gemeinsames als Trennendes mit sich bringen. Appenzeller haben bestimmt mehr Gemeinsames mit Vorarlbergern als mit ihren Compatriots aus dem Val de Travers oder dem Centovalli. *Aber*: Zwischendrin liegt eine Landesgrenze. Gefühls-

mässig stellt eine solche Grenze eher ein Hindernis dar, das man *nicht* überwinden will, anstatt einen Reiz, über Grenzen hinauszugehen.

Viele Probleme, die wir heute haben, betreffen zumindest Regionen, wenn nicht gar in kleinerem oder grösserem Mass mehrere oder sehr viele Länder zugleich. Lösungen sind nicht mehr nur für den eigenen Vorgarten möglich. Wenn Fragen etwa des Umweltschutzes, der Verkehrspolitik, der wirtschaftlichen Arbeitsteilung, der Kommunikationsmittel Antworten fordern, wird deutlich, wie sehr politische Grenzen stören. Dies besonders in Regionen, die ethnisch und kulturell eigentlich zusammengehören.

Das Miteinander wird im Europa der Regionen, das als Idee und realistische Möglichkeit der Zukunft immer deutlichere Konturen annimmt, zur sinnvollen Notwendigkeit. Diese Notwendigkeit wird nur dann nicht als Zwang, sondern als Chance verstanden, wenn die Voraussetzungen zum Miteinander auf der menschlichen Ebene, im Bereich der persönlichen Kontakte über noch bestehende Grenzen hinweg, geschaffen werden. Die Partnerschaft zwischen Vorarlberg und Appenzell A.Rh. trägt in unserer Region dazu bei. Damit ist auch angedeutet, warum eine Fortsetzung dieser Kontakte über das Jahr 700 der Eidgenossenschaft hinaus wichtig, bereichernd und darum notwendig wäre.

Voneinander übereinander mehr erfahren, ist in dieser Ausstellung möglich. Aus Unbekanntem soll Bekanntes werden.

Der Themenbereich «Gegenseitige Beziehungen gestern und heute» zeigt, dass für ein Miteinander heute bessere Voraussetzungen bestehen, als sie einst – zur Zeit appenzellischer Beutezüge in die vorarlbergische Nachbarschaft – bestanden haben.

Diese Ausstellung ist eine der Veranstaltungen im Rahmen der Begegnung von Appenzell A.Rh. und Vorarlberg. Es ist zu wünschen, dass sie und alle Anlässe insgesamt Anregungen, Anstösse, Ideen, Vorschläge und viel Motivation hinterlassen, die darauf hinauslaufen, dass die Kontakte Appenzell A.Rh.–Vorarlberg am Leben bleiben und weitergeführt werden. Es braucht dazu die entsprechende Einstellung auf beiden Seiten.

Wie es auf Schweizer Seite aussieht, kann ich sogar schriftlich und anhand einer Umfrage belegen. Vor zwei Tagen ist in Zürich das Buch «Das Kreuz mit uns Schweizern» publiziert worden. Es enthält die Ergebnisse einer Umfrage, welche die Gruppe Globus aus Anlass des 700-Jahr-Jubiläums in Auftrag gegeben hat. Ziel der Umfrage war, Auskunft über die Befindlichkeit der Schweizer im Jubiläumsjahr zu bekommen. Dazu musste man einiges über das Selbstbild und Fremdbild der Eidgenossen in Erfahrung bringen. Zwei erfreuliche Ergebnisse möchte ich zitieren.

Auf die Frage: «Haben die Schweizer im Vergleich zu anderen Völkern besonders markante, unverwechselbare Eigenschaften, oder wirken sie eher durchschnittlich?» . . .

. . . antworteten 56 Prozent der Befragten, dass die Schweizer wohl eher durchschnittlich wirken würden. Dies ist *deshalb* besonders ermutigend,

weil viele Schweizer immer noch meinen, wir seien etwas Besonderes, was für Kontakte über die Grenzen hinweg auf der Grundlage der gegenseitigen Achtung nur hinderlich ist.

Auf die zukunftsgerichtete Frage: «Finden Sie, der Schweizer sollte seine Eigenarten bewahren, oder sind Sie eher der Meinung, er sollte sich verändern?» . . .

. . . meinen erst 48 Prozent der Befragten, wir sollten uns selbst verändern. Also noch nicht die Mehrheit. Die Aussichten werden besser, wenn man unter den Befragten nur die bis 34jährigen berücksichtigt: In dieser Gruppe, also in der jüngeren und jungen Generation, die mehr und mehr in Verantwortung hineinwächst, sind 59 Prozent der Meinung, die Schweizer hätten Anlass, sich zu verändern. Mit «verändern» sind Verhaltensweisen gemeint wie

- weltoffener und kulanter werden
- weniger Profitgier haben
- viel mehr Mut zu Neuem entwickeln
- lernen, dass die Schweiz keine Insel mehr ist
- gastfreundlicher werden
- über sich und seine Fehler lachen können
- den in der vielsprachigen Schweiz praktizierten Umgang mit anderen Kulturen vermehrt auf Europa übertragen.

Zu hoffen bleibt, dass diese jungen Leute ihrer heutigen Einstellung im Grundsatz treu bleiben und sich nicht dorthin entwickeln, wo die Gruppe der über 55jährigen – immer gemäss der zitierten Umfrage – sich heute befindet: 65 Prozent aller Befragten äusserten die Meinung, es brauche sich der Schweizer überhaupt nicht zu verändern. Es bewahrheitet sich auch hier, was der frühere israelische Gewerkschaftschef Ben Aharon einmal über seine Leute gesagt hat: «Es gibt nichts Konservativeres als alte Revolutionäre.»

Als Folge der Informationen, die ich im Laufe der Veranstaltungen zur Begegnung Appenzell A.Rh.–Vorarlberg über das Bundesland Vorarlberg bekommen habe, stelle ich auch an mir selbst bereits signifikante Verhaltensänderungen fest. Seit ich soviel mehr über Vorarlberg weiss, habe ich mich *nicht* mehr getraut, irgendwo auch nur *einen* der in der Schweiz sonst so beliebten Österreicher Witze zu erzählen . . .

Rosen

Sein Frettchengesicht hatte Marie in der Zeitung gesehen, überwand sich, ging an seine Wahlversammlung, hoch auf einem Podium verspricht er den Leuten Wohlleben, billiger als Wasser, freies Dahinsausen auf erweiterten Autobahnen. Sie tragen Ihren Namen zurecht, rief Marie, ihre Stimme versagte, sie hätte noch allerhand rufen mögen, Volksverführer sind Schreier,

schreien Geschwindigkeit in die Welt, und das ist ein Verbrechen. Im Gehirn der Zuhörer dröhnt ihr Synthesizer, als ob sie Virtuosen wären, Kindergärtner in einer Schwachsinnigenanstalt sind sie, spielen im Einfingersystem. Marie fühlte den Asthmaanfall kommen, verliess fluchtartig das Lokal, wäre doch nur angebellt worden, alle wie überfütterte Bulldoggen. Schreier, hätte sie sagen wollen, wird die Zeit kommen, in der Leute wie Sie verurteilt werden wegen Zerstörung der Wahrheit. Obwohl sich die Wahrheit erst im Irrtum zeigt, bringen Sie mich nicht dazu, den Irrtum als das Seiende anzunehmen, als das, was ist. Es ist nicht.

Immer wenn Marie am Ersticken ist, denkt sie an Zenon von Elea, Schüler von Parmenides, der gesagt hat, nichts was jetzt ist, kann in der Zukunft vergehen. An das unwandelbar Seiende denkt sie, kurz bevor das Medikament zu wirken beginnt. Ein Gedanke wird ihr heilendes Placebo. Zenons Gleichnis von Achill und der Schildkröte ist das Zeugnis ihrer Anwesenheit. Sie ist, und sie ist, und sie ist, der Held Achill überholt sie nie und laufe er Tausende von Jahren, Geschwindigkeit ist ein Wahrnehmungsfehler. Immer ist alles was ist da, ihr toter Vater ist da, er sagt, ach, sagt er, die Liebe, mein Kind, ist Bezauberung, findet im Kopf und im Herzen statt, und wenn sie das nicht ist, ist sie nicht; das was unter dem Namen Sex läuft, kannst du glatt vergessen. Marie keucht nach Luft und denkt an ihn, an sein ruhendes Lächeln auf dem bärtigen Gesicht, an seine abgeschlagene Nase, die ihm das Aussehen eines schlafenden Hirten gibt, eines hellwachen listigen Alten, der alle Alter in sich vereinigt. Parmenides Lieblingsschüler ist er. Ohne Liebe wird nichts gezeugt, und was gezeugt wurde ohne Liebe, gleicht diesem Schreier, einem Massenführer zum Götzendienst. Er zwingt Marie, und sie verabscheut allen Zwang, dem, dem nicht nachgesonnen werden kann, nachzusinnen, sich Luft vorzustellen. Nachher, nein jetzt, jetzt ist der Wind über dem Meer, jetzt denkt Zenon über die Zeit nach, und wer denkt, der atmet tief, der weiss nicht, dass er atmet, durch den fliesst das Sein wie der Traum durch einen Schlafenden. Maries Luftmangel verebbt, weit ist das Meer und unendlich ist sie, die Panik kommt nicht, sie versucht den Gedanken zu atmen, der ihr gekommen ist, als sie hinter Schreier stehengeblieben war.

Marie hatte an seiner Tankstelle getankt, brachte ihren alten Fiat nicht mehr in Gang, benützt ihn auch höchst selten, nur wenn sie etwas im Schild führt. Sie trat in seine Autogarage. Er kam aus seinem gläsernen Büro, hoch über der Halle, gutgekleidet, mit gefiederter Krawatte, dunkelgrauem Anzug, Marie roch den Geruch seiner Laune, nach schlechtem Weisswein roch sie, er winkte einem seiner Arbeiter, sie sah es sofort, ein serviler Arschlecker, der würde seinen Chef schützen. Ein Demagoge duldet nur Knechte. Schwierig würde es werden, seinen Schandfleck zu finden, zumal es keine Schande mehr gab, Hurereien, Betrügereien und Gifthandel keinen mehr zu Fall bringen. Brot und Spiele versprechen die Tyrannen und tun, was ihnen beliebt. Es gibt nur eines: auslöschen, was in einer totbrin-

genden Farce existiert. Keine Spur wird er hinterlassen, niemand wird in zweitausendfünfhundert Jahren noch an ihn denken. An Sommertagen, die Dunstglocke brütet heimlichfeist über dem Land, liegt Marie mit ätzender Kehle, mit tränenden Augen im verdunkelten Zimmer. Sie denkt an das Meer der Griechen, ein Meer aus Luft, hellblauem unsagbar leichtem Himmel, atemheilige Wellen, sie wird, Seglerin, die Erde nie berührend, durch die Jahre geworfen, in Xylocastron läuft sie über den Sand, leckt das prickelnde Salz von ihren Lippen, und ihr Leib ist ein lichtluftdurchflutetes Universum.

Marie würde die Leiche in Schreiers Keller suchen, bräuchte die Gunst der Stunde, Anwesenheiten von Verstorbenen, in seinen Bekanntenkreis müsste sie sich einschleichen, Vertrauen gewinnen. Seine Frau besorgt den Haushalt, eine, die sich nicht um Politik kümmert, Zeitungen nur auf der letzten Seite liest, traurige Bücher schon gar nicht, das Wort Klimakatastrophe im Pfarrblättchen. Marie kam mit ihr ins Gespräch, stand mit ihr an der Kasse des Lebensmittelgeschäftes, dort, wo die Kundinnen noch mit Namen begrüsst werden. Die Frau vergass ihre Gurke, Marie rannte ihr nach, war nicht abgeneigt, gelangweilt wie sie war, eine Weile zu plaudern. Gott, sagte Marie, diese Hetze, Berufstätige mit einem Haushalt sind doch immer auf Kurzzeitmenus aus, Sie haben es schön, den halben Vormittag am Rüsten, Backen, Brutzeln, Abschmecken, wie trostvoll, im Haushalt aufzugehen, sagte Marie, drei starke Mahlzeiten mit Jungvolk, hungrigem Ehemann, ein geordneter Kosmos, wie am Schnürchen läuft er, dauert unveränderbar. Zwei Kinder hat die Frau, beide ausgeflogen, nach Chile und Rupperswil, Enkelkinder kommen einmal im Jahr auf Besuch. Wo geht das Frettchen mit seinem Schwanz hin, denkt Marie, derweil sie an den Bauch der Frau sieht, der Zerfall der Sitten wirft keine Empörung mehr. Diabetiker ist er, Entführung mit Insulinentzug, denkt Marie. Noch nie hat sie gehört, dass ein Mann durch eine Frau gekidnappt wurde, obwohl Männer die grössten Kids der Erde sind. Kein Wunder, denkt Marie, dass der autofahren muss, abendelang, sonntagelang, keine Süssigkeiten und eine hartbusige Gleichaltrige, die auf ihn aufpasst, ihm die Krawatten aufs Bett legt. Selbst den Alkohol rationiert sie ihm, Marie bedenkt, welche Schleckmengen sie vertilgt, welchen Wein sie trinkt, er tut ihr indirekt leid, Pferdestärke muss sein letzter Paradiesesbaum sein. Wie bringt Marie die Frau dazu, sie einzuladen, abends, wenn er Parteisitzung hat, sie muss sehen, wie die wohnen, in einer Villa im grünen Stillen natürlich, wo nachts die Füchslein aus dem Walde schleichen.

Siebenhundert Jahre wird gefeiert, mit Ausschnitten aus Schillers Tell, Vater ist's wahr, dass auf dem Berge dort die Bäume bluten. Zwischen Apfelschuss und Gesslermord werden Heimatlieder gesungen, Alles Leben strömt aus Dir und La haut sur la montagne. Der Dirigent für Blasmusik

und Chor, den Marie mit ihrer Eifersucht verfolgt, schäkert mit der Sopranistin, sie nimmt den Funken in seinen Augen wahr, der bei ihr nicht mehr zündet. Sopranistin singt ein Solo aus Messias, die Aufführung ist ein Mischmasch aus Klassik, Bürgerschmalz und Appell an die Verantwortlichkeit. Ihr fahren Stiche durchs Herz, ihr Kopf ist eine Schraube, ihr Atem geht durch ein Nadelöhr. Wenn sie singen könnte, liebte er sie mehr, nicht genug liebt er sie, nie genug, als ob er an eine andere dächte, als wäre die andere in seinem Leib eingebrannt, er stöhnt ob der Schmerzen, die sie ihm zufügt. Wenn er nicht ein Feigling wäre, hätte er sich längst davongemacht, die andere zu suchen; wenn Marie ihre Krankheit nicht hätte, läge sie schon längst auf einem Helden.

Schreier sammelt Autos, Spielzeugmodelle, seine Frau bringt sie ihm aus Warenhäusern in London und Rom. Auf niederen, extra angefertigten Gestellen entlang den Fenstern stehen sie, auf dem Kaminsims, in Mauernischen und Glasschränken, aus Plastik, aus Blech, aus Silber, lackiert, vergoldet, Bentley, Bugatti, Lamborghini, Ferrari, treu nachgebildet mit allen Schikanen, Porsche, Peugeot und natürlich, Gottvater Rolls Royce. An den Wänden Grossaufnahmen, violette dunkelgoldene glitzerndseidene funkelnde kraftvolle Geschosse aus Ingeniosität und Herrschsucht. Nicht ein einziges Buch, kein Musikinstrument sieht Marie. Keinen Geruchssinn haben diese Leute, in allen Räumen stinkt es, in der Küche nach Grillfett, im Wohnzimmer nach verwesten Zigaretten, im Speisezimmer nach Sauerkraut. Die Frau zeigt ihr den ganzen untern Stock, als zeigte sie ihr Lebenswerk. Marie stellt sich vor, wie es im Schlafzimmer riechen muss, nach kaltem Mineralöl, gebrauchten Laken, Aschenbechern. Die Frau riecht die ganze Stunde, in der Marie Interesse an ihrem Geplapper heuchelt, nach Zieger, und dieser Geruch zusammen mit dem steten Geräusch eines Lederhosenkrachbuabngedudels von irgendwo aus dem Hintergrund lösen bei Marie einen kleineren Anfall aus. Mit Atemgestösse, schweisskalter Stirn und Kotzdrang liegt sie im Autopolster, das nach Buttersäure riecht, so riechen Dickbäuche, in deren Nabel sich Talg ansammelt, ein Geruch, der sie unter allen Geruchsqualen am meisten peinigt.

Marie leidet an Liebesmangel und Luftmangel, was dasselbe ist, sie muss mit Parmenides reden. Deine unveränderliche Dauer, welch schöner Irrtum, sagt sie, ich bin berufen, Zenon von Elea zu widerlegen, die Heldin überholt das Tier. Etwa um Viertel nach sechs schliesst Schreier sein Büro ab, kommt die Eisentreppe herunter, verlässt durch einen Nebenausgang die Halle, geht zu seinem Mercedes. Marie steht an der dunklen Ecke, fern der Beleuchtung seiner Tankstelle, der regnerische Herbstabend taucht den Asphalt in schwankende Tiefe. Siebenhundert Jahre haben Pfeil und Messer nicht vertauschen können, Parmenides, Du hast recht, neben der Knochenaxt steht das Rastertunnelmikroskop, was ist, ist für immer, und immer kommt es auf die Hand des Menschen an, auf seine Geschicklichkeit, das Flirren seiner Nerven, die Lichtgeschwindigkeit seiner Angst. Das

Messer stösst sie ihm in die Brust, ist eins mit allen Grandiositäten für die Errettung der Welt, eins mit der urtümlichsten Bewegung: der Umarmung des Todes, eins mit Anfang und Ende. Parmenides, ich verehre Dich, ewig ist der Zorn. Sie hat den Sprung geübt, die Stellung der Füsse, die Kraft der Hände, den Schwung des Arms. Sollte er bloss verletzt sein? Tot muss er sein, und frei atmet sie, frei geht sie auf den nächsten los. Massenmörderin, das wird ihr Beruf. Er seufzt, sein Blut spritzt ihr entgegen, er schreit den echten Schrei der Angst, der sie versöhnt, friedliche Siegerin ist sie und heult laut. Zu kurz ist der Moment, in dem er niederfällt, sie sticht auf ihn ein, ihr Zorn verblutet, sie wischt ihre Hände über das Geschmier.

Er hielt sie für eine verliebte Tänzerin aus dem Nachtlokal, kaum wehrte er sich, sein Auge lief Amok, er riss sie mit sich zu Boden, tappte mit einer schlaffen Hand ihr an den Hals, sie sah, was für ein schmächtiges Männchen er gewesen war, wie ein verletzter Hund sah er aus, auf irgendeiner Brücke aus einem Fahrzeug geworfen, aus seiner Kehle kam ein Schluchzer, dann war er still. Erst jetzt küsste sie ihn. Blosse Hysterie sei das Gerede von der Verschmutzung, hatte er geschrien, einen Fusstritt in die Seite gab sie ihm dafür.

Jetzt legt Marie ihr Messer nieder, den kurzen scharfgespitzten Stift. Phantasie flog, wie ein Pfeil flog sie, fand die Brust, bohrte sich ein, zog das Instrument aus glitschender Wunde, ein Busch aus Rosen war sein beflecktes Hemd. Parmenides, ich liebe Dich, in Deinem Rennwagen eile ich weg, rosenleicht der Atem, sterben musste er, nochmals röcheln, nochmals wird er liegen wie ein Hund, Zeit ein reines Spiel aus Luft. Der soll bluten, der den Menschen kränkt, an der Garage abends, achtmal wartet sie auf Schreier, hat das Messer gestossen, stösst es wieder, unverletzlich sie, unverletzt in Ewigkeit, Duft auf der Lippe, auf den Schultern Wind, Marie von Zenon geliebt.

Helen Meier

Begegnung auf der sprachlichen Ebene

«Schreib doch du für uns beide. Das macht die Sache einfacher.» So Adolf Vallaster, Gemeindesekretär (Gemeindeschreiber) und Dichter in Mäder, zu mir, als er vom zu verfassenden Literatur-Kulturbumerang-Rückblick fürs Appenzellische Jahrbuch hörte. Also gut, ich werd's versuchen und mich um Ausgewogenheit bemühen.

Beide schreiben wir in unserer Muttersprache: Er in Mäderer Mundart und ich im Kurzenberger Dialekt. Zwei Sprachen, die sich ähneln, die – beide dem alemannischen Idiom zugehörend – beidseits der Grenze gut verstanden werden. Allerdings, sich bewusst mit der Sprache des andern, der andern Region befassen, das haben eigentlich beide bis heute kaum ge-

tan. Dabei gäbe es doch so viele Gemeinsamkeiten, angefangen bei der Tatsache, dass die Bewohner seines Dorfes ursprünglich Schweizer und diejenigen meines Jugendortes (Walzenhausen) Österreicher waren. Nun ja, Mäder gehörte früher zum Reichshof Kriessern, und Walzenhausen wiederum war nach Höchst–St.Margrethen kirchgenössig. Und dann die späteren wirtschaftlichen Beziehungen... Dazu sei die Broschüre «Porträt Mäder» zitiert: «Waren es anfangs nur die Weide- und Viehwirtschaft und bald darauf der Ackerbau, den die Mäderer trotz dauernder Angst vor dem damals ungebändigten Rhein betrieben, kam bald der Anbau von Flachs und Hanf sowie dessen Verarbeitung in eigenen Webkellern dazu. Haupterwerbszweig aber blieb bis Ende des 19. Jahrhunderts die Landwirtschaft. Die Flachs- und Hanfverarbeitung, die einen Nebenerwerbszweig bildete, wurde jedoch bald von der billigeren Baumwolle verdrängt. Die Frauen begannen dann mit der Handstickerei am Stickstockrahmen und später mit Kettenstich- oder Parisermaschinen. Vom Ausland (Schweiz) wurde die Rohware zur Veredlung an die Frauen geliefert und veredelt wieder abgeholt.»

Dieser Sachverhalt findet im Walzenhauser Buch seine Bestätigung. Hier ist nachzulesen, dass die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts goldene Zeiten erlebenden Rideauxherren ihre Ware im Vorarlbergischen fertigen liessen. Und recht häufig war der Gang über die Grenze mit dem schweizerseits streng verbotenen Mitmachen in der k.u.k.-Staatslotterie verbunden, wobei nach der Rückkehr der Losnummernverkauf an kleine Leute im Dorf mit dazu gehörte. Auf der Strecke allerdings scheinen mir je länger je mehr die menschlichen Beziehungen zu bleiben: Trotz Eheschliessungen über Grenzen hinweg, trotz Schweizer Arbeitsplätzen für Vorarlberger, trotz Schweizer Touristen in Vorarlberg, trotz problemlosem Grenzübertritt und trotz der schier grenzenlosen Mobilität.

Die Begegnung Appenzell Ausserrhoden und Vorarlberg macht's möglich

Zum Glück aber gibt es immer wieder ernsthafte Denkanstösse, die etwas auszulösen vermögen, die ausgefahrene Gleise verlassen und zu neuen Ufern aufbrechen lassen. Und damit wären wir bei der sprachlichen Begegnung, die voll und ganz der Begegnung Appenzell Ausserrhoden und Vorarlberg als Teil der 700-Jahr-Feier bzw. dem Ausserrhoder Kulturbumerang zu danken ist. Erster Landeplatz des kraftvoll über den Rhein geworfenen Bumerangs war das Landesstudio Vorarlberg des österreichischen Rundfunks in Dornbirn. Hier wurde das Wurfholz elegant und hilfsbereit von Rösle Häfele aufgefangen, die sich als «guter Geist» voll und ganz in den Dienst der Sache stellte und ihre Beziehungen spielen liess. «Ein Schriftsteller-Partner für Sie? Das wird sich finden lassen», hiess es verheissungsvoll.

Unkompliziert dann das weitere Prozedere: Bekanntgabe der Adresse von Adolf Vallaster, telefonischer Kontakt, Vereinbarung eines Treffens in seinem Privathaus in Mäder, alldort angeregter Gedankenaustausch ohne jegliche Sprachschwierigkeiten und Berührungsängste und eine sich rasch vertiefende Atmosphäre der Vertrautheit bei leiblich-währschaften Genüssen aus dem Dorfe. Erwähnenswert da vor allem Adolfs selbstgepresster Saft aus eigenem Obst, begleitet von dito Obstler, wobei die anregende Kombination letztlich fast den automobilistischen Heimweg in Frage stellte ... Dafür aber war die gleiche, nicht nur sprachbezogene Ebene gefunden worden. Und sie erwies sich als tragfähig und vermochte erfreulicherweise auch viele Besucher beidseits des Rheins zu mobilisieren. Besucher, die sich um den mittlerweile wieder in Ausserrhoden eingetroffenen Bumerang scharten, um am Freitag, 16. August 1991, im Festsaal des Hotels Kurhaus-Bad, Walzenhausen, bald nachdenklich, bald schmunzelnd, bald lauthals lachend uns und der Streichmusik Schmid, Wolfhalden/Walzenhausen, zuzuhören.

Adolf Vallaster, Mäder

1940 in Mäder geboren, war er zunächst als Mechaniker tätig. Seit 1961 steht er als Gemeindesekretär im Verwaltungsdienst seiner Heimatgemeinde. In der karg bemessenen Freizeit engagiert er sich in einer Reihe von kulturellen Institutionen und Initiativen. 1974 erschien sein erster Gedichtband «Mir und da Rhi», dem 1987 der Band «Ma künt o schtill si» folgte.

Seine Arbeit wird von Edith und Klaus Lutz folgendermassen gewürdigt: «Bei allen Texten Vallasters gewinnt der Leser das Gefühl, dass sie aus einer inneren Notwendigkeit heraus geschrieben werden und Dokumente einer Auseinandersetzung mit sich selbst oder mit der Aussenwelt sind. Dies macht die Texte für den Leser glaubwürdig und authentisch und erzeugt in ihm häufig Betroffenheit – selbst dann noch, wenn sie ihn – was häufiger der Fall ist – zum Lachen bringen. Eine weitere Ursache für die Betroffenheit mag auch darin liegen, dass Vallaster seine Aussagen kaum jemals über den Umweg eines poetischen Bildes vermittelt, sondern in einer knappen, direkten, unverblümten Sprache, deren Wirkung man sich schwer entziehen kann.

In jenen Gedichten, in denen Beobachtungen, Einsichten und Erfahrungen in bzw. mit der Aussenwelt artikuliert werden, erweist sich Vallaster als kritischer Zeitgenosse, der Missstände und Fehlentwicklungen auch vor allem in seiner Heimat – erkennt und unmissverständlich zu Papier bringt. Auswüchse der modernen Gesellschaft werden immer wieder thematisiert: anstelle von Solidarität und Hilfsbereitschaft herrschen häufig gnadenloser Konkurrenzkampf und Neid. Intoleranz gegenüber Menschen mit abwei-

chenden Merkmalen oder Verhaltensweisen macht diese zu unerwünschten Aussenseitern.

Besonders deutlich scheinen sich für Vallaster diese negativen Zeiterscheinungen um die Advents- und Weihnachtszeit zu manifestieren. Der Sprecher (Autor) äussert seine Kritik jedoch nicht aus einer Position der scheinbaren Unangreifbarkeit heraus, sondern schliesst sich selbst mit ein, indem viele Texte in der ersten Person («ich», «wir») verfasst sind. Gleichzeitig nimmt er damit aber dem Leser die Möglichkeit, sich der persönlichen Mitverantwortung zu entziehen. Dies ist wohl ein weiterer Grund dafür, dass die Texte glaubwürdig wirken und betroffen machen...»

Peter Eggenberger, Zelg (Wolfhalden)

Geboren 1939 in Walzenhausen. Tätig als Drogist, Primarlehrer, Logopäde, unterbrochen durch einen mehrjährigen Nordafrika-Aufenthalt. Hauptberuflich Journalist seit 1985. Mitarbeit an Jahrbüchern, Kalendern usw. 1989 erschien das Bändchen «Gwönderbüechli» und 1990 «Früener ond hütt», beide mit Kurzgeschichten.

Zu seiner Arbeit schreiben Bruno Dörig und Peter Morger: «Heimat – das Wort liegt in der Luft. Es leuchtet in seiner positiven Bedeutung. Und es stellt Fragen. Wenn jemand Geschichten im Kurzenberger Dialekt schreibt, dann zieht er sprachliche Grenzen, nicht jeder hat gleich Zutritt und versteht. Man könnte zu den sprachlichen Grenzen inhaltliche setzen. Heimatgeschichten lassen dann nur das gelten, was ins eigene Weltbild passt. Wer Mundartgeschichten verfasst, muss um diese Grenzen wissen, wenn er nicht ins Heimattümelnde absinken will. Eggenberger weiss wohl um diese Gefahren. Seine Geschichten zeigen nicht nur die Schokoladeseiten des Lebens, sie machen nicht halt an den Grenzen der eigenen Gemeinde. Auch Randfiguren der Gesellschaft kommen zur Darstellung. Diszipliniert und schöpferisch zugleich ist sein Umgang mit dem Dialekt. In fast jeder Zeile wird spürbar, dass er dem überlieferten Sprachschatz seines Dialekts dienen will, ohne ‹Denkmalpflege› zu betreiben. Die Kurzenberger Sprache ist gefährdet. Eggenberger reagiert auf diese Entwicklung auf seine Art: Er jammert nicht, sondern setzt ein Gegengewicht mit starken Geschichten in der Mundart, die so viele Feinheiten und farbige, träfe Ausdrücke kennt. Er lebt damit auch überzeugend vor, wie sehr uns Sprache Verwurzelung gibt. Für ihn hat nicht nur das Bedeutung, was später in den Geschichtsbüchern steht. Er fabuliert nicht nur, sondern beschreibt auch lokalhistorisch genau. Dass Eggenberger die Erinnerung an frühere Zeiten und an liebe Menschen und Originale in einer so prägnanten Sprache aufbereitet und damit zugänglich macht, ist verdankenswert.»

Peter Eggenberger

Frôga

Wänn d' viel frôgascht,
bischt an dumma Hund –
wil, wänn d' viel wisstescht,
müastescht nid sövl frôga.

Wänn d' nid frôgascht,
blibscht an dumma Hund –
wil, wänn d' nid viel frôgascht,
würscht nid viel nöjs inna.

Ob d' also viel frôgascht
oder wänig frôgascht –
ma ka di all
an dumma Hund hoassa.

Düat muascht nid frôga ...

30.11.1988

Nô lang nid jeda
ischt an Umweltschützer,
wo nô nia
a Wässerle trüabt heat.

5.12.1989

Früener ond hütt

I waass gär nomme rächt, wies enard aagfange häd, as mier zwaa – d Mari ond ii – em säbe Samschtimorge ase bös henderenand gkho sönd. Vilicht sönd d Schtrom- ond d Wasserrächni, wo fascht em gliiche Tag de Wäg i üses Hus gfonde hand, tschold gsi. Ond sicher hand de Pföh ond de Moowägsel o no Iifluss gkha. Jo no, uf jede Fall hani do o wider emol vom Schpäre ond vo de Belaschti vo de Gwässer mit alegugger füer Gift, aber o vom verantwortisbewusste Omgang mit em Eläktrisch ond em Wasser aagfange schwätze. «Du, Guscht, gad du häsches aber o gärn, wemme all suubers Züüg kha zom Khaschte usineh», seid do d Mari. «Momoll, da schtimmt scho», hani zueggee, «aber me khönt jo de Wüschtag amel e kli usischiebe ond weniger Bolver i d Maschine too, ond me möst si äbe dra gwane, as me bischpilswiis e Hemp en Tag lenger aa hett.»

D Mari lueget mi gooli aa ond määnt, si teu scho lang d Omwältschutzempfelege beachte ond bruchi so weni Wäschbolver as nööti ond schtatt a ierer Arbet ommezmäängelid söl i gschiider emol s Auto gkhöri gi wäsche ond o inne gi butze. «Aber gnau do khamme zrugghebe», hani etz ordli gifti zruggee. «E dräckis Auto lauft so guet as e suubers, ond es wuermer nie iifalle, wie ander Lüüt zwaamol i de Wuche de Wage z butzid. De Dräck so lang as mügli draloo, da ischt min Biitrag füers Wasserschpäre ond de Omwältschutz.» – «Scho rächt, Guscht», häd do d Mari o lüüter as süs zuer Antwort ggee, «aber weni amel bim Ii- ond Uusschtiige mini Röck vedräcke ond di säbe amel gnööter mos wäsche, isch din Biitrag, wo i dem Fall jo äbe khann ischt, füer Khatz». S Schtichwort wäsche, wo etz wider gfalle-n-ischt, häd mi näbes säge loo, wommer gschiider nöd uusgkho wär. «Ier modärne Fraue söttid wider emol wie üseri Grosmüettere veruss am Bronne mit Khärnsaapfe ond de ruuche Büerschte möse wäsche. E so wuers eu wädli vegoh, allpot ond gad wider z wäschid. Afach gi en Schaalter treie ond uffe Knöpfli trucke, da kha jo di tömmscht Baabe, aber e so richti wie früener z wäschid, da wär hütt e regelrächti Khunscht.» D Mari häd nünt gseid, ischt ufgschtanden-ond usi. I ha gfonde, da hei me etz doch emol töre ond möse säge, ond vilicht nützis sogär näbes.

Woni do e Halbschtond schpöter ha wele verusi gi luege, wa s Wätter machi, wääri im Husgang fascht über e grossi Zaane volle mit dräckege Wüsch samt ammene viereggege Schtuck Saapfe ond annere ruuche Büerschte gschtolperet. «Heinomol, wieso häscht o da in Wäg ini ond nöd gad gradewägs i d Wäschkhuchi gschtellt?» hani überuigrüeft, wo d Mari de Zmorgetisch abgrummt häd. «Guscht, da ischt füer di grüscht. I ha tenkt, hütt khöntischt du gad emol wie dini Grosmuetter zom Bronne bim Schuelhus überi. Hütt isch sowiso günschti, wills i de Schu-

el gad Psuechstag hand, ond e so wuerid en Huffe Lüüt säche, wies dier ärnscht ischt mit em Schtrom ond Wasser schpäre.»

Mi häds gad wacker gfroore, woni mier die Fraue ond Goofe ond erscht no Kholege vo üsere Läsegsellschaft vorgschtellt ha, wo om mii ond omm de Schuelbronne ommi schtuendid ond waass-i-waa über mii ond üsen Husalt tenkhe wuerid ond alls im Mühltobel ond no sogär im Dorf gi vezelle guengid. Etz isch mer wider üsere Dischkhuers in Sii gkho. «Mari, da isch doch nöd ase gmäänt gsi, i ha afach gfonde, as me e kli meh sött Obacht gee, waascht, wägem Om ...» I ha gkhört, wie überobe wacker luut e Tüer zueggange-n-ischt, ond i bimmer im ondere Gang mit däre grosse Zaane, de Saapfe ond de Büerschte schuuli elaa ond velasse vorgkho.

I bi do i Garasch überi, ha s Auto vors Hus usigschtellt, de Garteschluuch aagschlosse ond ha aagfange wäsche-n-ond butze, as gad en Namme gkha häd. Debii hani wacker grumooret, as me dobe o jo höri, wieni fliissi sei. Nochem Abschprütze ond Wäsche hani de Wage tröchnet ond – wani no nie gmacht ha – uf Hochglanz poliert. Ond no näbes Neus hammer iifalle loo: Innedra bini no sogär mit em Schtaubsuuger über ali Polschter ond de Bode. As si d Mari o jo nöd z klagid hei, hani a de Tüere-n-ond Schwelle-n-o di klinnschte Schtäubli ewägbutzt, will di säbe worschindli tschold gsi sönd a de vedräckete Röck vo minnere ehemolege Bruut. I mosigi säge, as i mi no gär nie ase lang mit de Autopfläg ommegschlage ha, ond as me da o überobe mierkhi, bini uffem Blätzli vorem Hus no zwaamol hii- ond härgfahre ond ha debi o no khuerz uf Guuge truckt. Druffai hanis Auto i de Garasch vesorget, ha en tüüfe Schnuuf gno ond bi mit wacker schlotterege Knüü in Husgang ini. Jechteroo, häds mier gwohlet, wo di säb Zaane nomme dei gschtande-n-ischt ond woni us de Wäschkhuchi säb vetraut Griiüsch vom Laufe vo de Maschine, wommer wie di schönscht Musi vorgkho ischt, gkhört ha. I bi tifi überui ond ha de Mari Pschaad ggee, as mier am mörnderege Soonti denn no e Probefährtli mit em suubere Wage gängid gi mache.

«Denn isch jo guet, as i no gwäsche ha, süs hettischt du nöd emol e frisches Hemp gkha zom Aalegge. Sinn noi, Guscht», häd mier do d Mari is Gwüsse gredt, «wenn du etz no – wie dini Grosmuetter – am Bronne schtuendischt ond zwüschet em Wäsche de uffbutzte Fraue ond dine Kholege möstischt Uuskumpft gee über dis gooli Hantiere mit de ruuche Büerschte ond de Saapfe ... Da Fährtli khöntid mier gad vegässe, will du nie grüscht worde-n-ond o no vill z müed wärischt.» I ha gad läär möse schlucke, woni mier nomol die Situazioo mit de schadefrohne Fraue om mii ond omm de Bronne-n-ommi vorgschtellt ha. «Isch scho guet, Mari», hammi do ergee, «o i bi jo froh, as me hüttistags e kli ringer zo suuberer Wüsch khond. Grosmuetters Zitte sönd halt engülti vebii, ond früener isch nöd hütt, ond hütt isch nöd früener.»